

"Es reicht mir nicht, nur einfach neugierig auf die Zukunft zu sein, ich will etwas ändern."

Unter Insidern gilt er als eine der großen Persönlichkeiten der Computerwelt: Richard Stallman, Gründer der Free Software Foundation und führender Kopf des GNU-Projekts ("GNU's Not Unix"), ist dabei nicht unumstritten - ein Purist, der sehr viel bewegt hat, darüber hinaus ein begnadeter Programmierer.

Interview mit Richard Stallman

Von Henrik Klagges

I. Zur Person



Richard Stallman, 43, ist Gründer und Chefprogrammierer der Free Software Foundation, einer unabhängigen Non-Profit-Organisation in Boston, Massachusetts. Er hat das Konzept der "Freien Software" entwickelt, die der Allgemeinheit gehört und jedermann einschließlich Quellcode zur Verfügung steht. Anders als "Public Domain"-Software ist Freie Software durch Copyright und eine ausgeklügelte "Public License" vor einer kommerziellen Wiederaneignung geschützt: Jeder Nutzer ist verpflichtet, etwaige Änderungen und Verbesserungen an der Freien Software wieder an die Allgemeinheit zurückzugeben.

Mit diesem Radikal-Altruismus auf den Fahnen trat Stallman 1983 gegen mitleidigen Unglauben und handfeste industrielle Opposition an, unter dem Namen "GNU" ("GNU's Not Unix") eine freie Version des damals ausschließlich proprietären Betriebssystems Unix zu entwickeln. Zuerst im Alleingang, später mit vielen Freunden und Helfern, wurden wichtige Software-Werkzeuge geschaffen, unter anderem der GNU-C/C++-Compiler "GCC" und der Text-Editor "Emacs". Inzwischen wird rund um den Globus und weit über Stallman und die FSF hinaus Freie Software geschrieben, und tatsächlich existieren unter anderem mit FreeBSD und Linux komplett freie Unix-Systeme. Diese sind zu guten Teilen sogar noch besser als vergleichbare kommerzielle Software - ein unglaublicher Erfolg für die früher belächelte Idee.

Richard Stallman ist als eigenwillige Persönlichkeit und scharfer Argumentierer bekannt und daher in der Szene nicht unumstritten. Doch den meisten geht es wohl wie Donald Knuth von der Stanford Universität, einem der Gründerväter der Computerwissenschaft. Er bemerkte in einem Interview vom April dieses Jahres: "Stallman und ich stimmen nicht bis ins letzte Detail überein, aber er ist einer

meiner Helden." Für seinen persönlichen Einsatz erhielt Stallman 1990 den mit 240 000 Dollar dotierten "Genius Grant" der MacArthur-Stiftung.

II. Interview

SPIEGEL Online: Ist das Programmieren für Sie heute noch dieselbe intellektuelle Herausforderung und dasselbe Abenteuer wie vor zehn Jahren?

Stallman: Ja - wenn ich mal zum eigentlichen Programmieren komme. Aber ich muß eine Menge Zeit dafür aufbringen, Menschen davon zu überzeugen, daß sie etwas in Gang bringen. Außerdem besteht meine Programmierarbeit zu häufig aus dem Beheben von kleinen Fehlern. Bei der Unterstützung all dieser unterschiedlichen und inkompatiblen Betriebssysteme habe ich oft das Gefühl, daß eine Truppe von Versagern nichts Besseres zu tun hat, als mir durch schlechtes Design Arbeit zu machen. Aber davon abgesehen gefällt mir Programmieren.

SPIEGEL Online: Müssen Sie arbeiten, um Geld zu verdienen?

Stallman: Das ist nicht ganz klar. Manchmal arbeite ich gegen Bezahlung. Ich brauche nicht viel zum Leben und muß daher auch nicht viel für Geld arbeiten. Ich habe auch einiges gespart, da mir die MacArthur-Stiftung wesentlich mehr gegeben hat, als ich zum Leben brauche. Auf eine paradoxe Weise bin ich etabliert geworden - ich kann mich zur Ruhe setzen, weil ich Software mit anderen geteilt habe, statt sie zu horten!

SPIEGEL Online: Wieviel Unterstützung bekommt die FSF von etablierten Institutionen wie Universitäten?

Stallman: Das Massachusetts Institute of Technology (MIT) gibt uns Büroräume. Das ist schon mal nicht schlecht. Aber im allgemeinen ist es nicht das Anliegen von Universitäten als Institutionen Informationen weltweit zu verbreiten. Sie interessieren sich mehr für Geld.

SPIEGEL Online: Gilt das besonders für Amerika?

Stallman: Die Situationen in Amerika und Europa sind zwar unterschiedlich, aber das Ergebnis ist dasselbe, weil die Geldmittel für Universitäten oft von Regierungsstellen kommen, die auf die Kommerzialisierung der Universitätsprojekte bestehen. Für mich ist dies eine Art von Korruption, wenn sie auch nicht versteckt abläuft. In den USA schränkt die Regierung die Unterstützungen für Universitäten ein. Deshalb kommen diese auf die Idee, sich mehr wie Wirtschaftsunternehmen zu verhalten, um den Geldfluß aufrecht zu erhalten. Wenn sie auf diese Weise dann einmal mit Erfolg eine zusätzliche Million Dollar eingenommen haben, sieht die Regierung dies nur als neue Möglichkeit, um eine weitere Million einzuschränken.

Für Leute, die - wie viele Universitätsverwalter - nicht mehr als einen Zug in diesem Spiel voraussehen, mag es dann so erscheinen, als ob die Universität ein weiteres Jahr ohne Kürzungen überstanden habe. Aber langfristig ändert sich der Charakter der Universität selbst. Die Hochschulen verändern sich dahin, daß ihr Auftrag nicht länger aus dem Erforschen und Verbreiten von Wissen, aus Lehre und Fortschritt besteht, sondern daraus, als Auftragsforschungsbüros für die Geschäftswelt zu dienen.

SPIEGEL Online: Ist dies in der Grundlagenforschung auch so?

Stallman: In diesem Sektor geschieht es nicht. Er ist dafür nicht so geeignet, denn es gibt nicht viele Kunden für Grundlagenforschung. Aber auf einem Gebiet wie Software betreiben viele Universitäten ihre Entwicklungsaktivitäten im wesentlichen als Geschäft. Deshalb ermutige ich jeden Universitätsstudenten, die Mitarbeit an Softwareprojekten zu verweigern, wenn diese Software nicht freigegeben werden soll.

SPIEGEL Online: Sind Sie besorgt darüber, daß andere das Design Ihrer freien Software stehlen und für eigene Produkte verwenden könnten?

Stallman: Ich würde es nicht als "Stehlen" bezeichnen. Dieses Wort impliziert eine Art von Eigentum, die sehr, sehr schlecht wäre. Das will ich unbedingt vermeiden. Jedermann darf Software schreiben.

Aber ich finde es bedauerlich, wenn von uns inspirierte Software geschrieben und nicht freigegeben wird. Ich denke nicht in Kategorien wie "die Software der FSF gehört mir, und niemand soll sie mir wegnehmen". Diese Software gehört der Allgemeinheit, und ich will nicht, daß jemand die Allgemeinheit schlecht behandelt.

SPIEGEL Online: Wie beurteilen Sie die verschiedenen freien Varianten des Betriebssystems Unix, zum Beispiel Linux und FreeBSD?

Stallman: Zuerst einmal: Linux ist ein Betriebssystemkernel, kein ganzes System. Das Linux-System ist eine Variante des GNU-Systems, die lediglich einen anderen Kernel verwendet, nämlich Linux. In diesem August haben wir ein Test-Release von unserem eigenen GNU-Systemkernel veröffentlicht, der "The Hurd" genannt wird. Die Unterschiede sind klein, und der Wechsel von einem System zum anderen ist einfach. Der Name "Linux" läßt es ganz anders klingen, aber tatsächlich sind die beiden Systeme fast vollständig gleich.

Diese unterschiedlichen Spielarten zu haben, ist in Ordnung. Ich denke zwar, daß es besser wäre, auf ein einziges freies Unix-System hinarbeiten, weil das weniger Wartungsaufwand bedeuten würde. Aber ich kann damit leben, daß es mehrere Systeme gibt.

SPIEGEL Online: Heutzutage laufen die meisten PCs unter der Microsoft-Windows-Benutzeroberfläche. Begrüßen Sie, daß wenigstens die Oberfläche des World Wide Web von keiner Firma kontrolliert wird?

Stallman: Ja. Aber die wirklich wichtige Frage ist, ob überhaupt ein Unternehmen eine Benutzeroberfläche als ihr Eigentum beanspruchen kann. Apple und Lotus haben das vor Gericht versucht, aber sie hatten keinen Erfolg. Es ist jedoch nicht zwingend, daß alle derartigen Versuche fehlschlagen. Der oberste Gerichtshof der USA hat die Angelegenheit untersucht, und es ist ihm nicht gelungen, zu einem eindeutigen Ergebnis zu kommen.

SPIEGEL Online: Sind Sie Libertarier?

Stallman: Nein. Libertarier sind Anarchisten vom rechten Flügel. Sie meinen, daß die Regierung sie in Ruhe lassen soll, so daß sie mit ihrem Geld und ihren Waffen tun können, wozu sie Lust haben. Sie sind nicht einverstanden, wenn tatsächlich jemand erschossen wird, aber sonst... Ich tendiere mehr zu der linken anarchistischen Idee, daß wir uns freiwillig zusammensetzen und ausdenken sollen, wie wir durch

Zusammenarbeit für alle sorgen können.

SPIEGEL Online: Die FSF hat den GNAT-Compiler für die Programmiersprache "Ada". Diese Sprache wurde durch das US-Verteidigungsministerium ins Leben gerufen. Macht Ihnen das Probleme?

Stallman: Nein. Und GNU-Ada wurde von der Airforce bezahlt, was mich auch nicht stört. George Bernard Shaw hat einmal ausgeführt, daß es dumm sei, sich über anrüchiges Geld Gedanken zu machen. Die wesentliche Frage ist, was man mit dem Geld schaffen will, und ob man irgend jemandem Schlechten etwas als Gegenleistung für dieses Geld gibt.

Außerdem betrachte ich das amerikanische Militär nicht als schlecht, denn es hat schließlich die Sowjetunion niedergezwungen, ohne tatsächlich in den Krieg zu ziehen. Andererseits hat das US-Militär auch eine Menge Menschen in Vietnam und seinen Nachbarstaaten getötet, nur um befreundete Diktatoren an der Macht zu halten, und es hat im Laufe der Geschichte mehrfach verschiedene zentralamerikanische Länder besetzt. Sie haben also Gutes und Schlechtes getan. Ich mag die simplizistische Denkweise nicht, die darauf besteht, daß alles entweder nur gut oder nur schlecht sein soll.

SPIEGEL Online: Gab es Fälle, wo Unternehmen freie Software nicht korrekt eingesetzt haben?

Stallman: NeXT verwandte den GNU-C-Compiler (GCC), und eines Tages hatte ich ein Treffen mit Steve Jobs deswegen. Er fragte, ob er ihr Objective-C-Frontend mit dem Rest von GCC verwenden könnte. Ich war mir über die legalen Fragen nicht sicher und bemerkte, daß wir darüber erst unsere Rechtsanwälte konsultieren müßten. Das habe ich dann auch getan und Jobs schließlich mitgeteilt, daß wir nicht einverstanden seien. Darauf entschieden sie sich, ihr Objective-C zu freier Software zu machen. Das war ein Erfolg.

Aber ohne den Lizenzschutz der freien Software würden viele Firmen GNU-Programme nehmen, ein bißchen verändern und das Resultat dann als kommerzielle Software verwerten.

SPIEGEL Online: Es gibt Experten, die Support für GNU-Software als kommerzielle Dienstleistung verkaufen. Stört Sie das?

Stallman: Nein, überhaupt nicht. Sie leisten ihren Beitrag für die Gemeinschaft. Für nicht-freie Programme gibt es typischerweise nur einen einzigen Monopolisten, der den Support leisten kann. Dieser Monopolist kümmert sich normalerweise überhaupt nicht um einen Kunden, außer wenn dieser sehr, sehr groß ist. Ist das nicht der Fall, so lautet die Auskunft, daß man "in sechs Monaten das nächste Update kaufen darf, in dem der Fehler vielleicht behoben sein wird". Bei freier Software kann der Kunde seinen Support-Fachmann frei wählen, und das Problem wird gelöst, denn der Fachmann hat Zugriff auf den Quellcode des Programms.

SPIEGEL Online: Sind Sie ein neugieriger Mensch?

Stallman: Es reicht mir nicht, nur einfach neugierig auf die Zukunft zu sein, ich will etwas ändern. Ich will etwas tun, um zu verhindern, daß die Welt häßlich oder häßlicher gemacht wird.

SPIEGEL Online: Was empfinden Sie als häßlich?

Stallman: Wenn Menschen keine Freiheit haben oder arm sind. Wenn Menschen leiden. Das ist, was nicht sein sollte. Es gibt keine Notwendigkeit mehr, daß dies passiert.

SPIEGEL Online: Ein solches Ziel scheint weit entfernt...

Stallman: Das weiß ich. Aber das bedeutet nur, daß wir daran arbeiten müssen. Die Idee, das GNU-System zu schaffen, ein vollständiges freies Betriebssystem, erschien den Menschen 1983 unmöglich. Viele, mit denen ich sprach, stimmten mit mir überein, daß es eine gute Idee war. Aber ihrer Realisierung tatsächlich Jahre zu widmen, das war ihnen zuviel, weil es unerreichbar erschien.

SPIEGEL Online: Doch wenigstens für freie Software haben Sie genau dies geschafft. Man kann mit einem Unix-Laptop reisen und das ganze GNU-Universum mit sich tragen. Ist die Arbeit getan?

Stallman: GNU-Systeme brauchen noch viele Erweiterungen. Wir brauchen viele hübsche Programme mit graphischer Oberfläche, die dem Benutzer die Arbeit erleichtern - zum Beispiel eine gute freie Tabellenkalkulation und eine freie Datenbank. Wir brauchen eine freie Textverarbeitung, ich plane, dafür den "Emacs"-Editor auszubauen.

SPIEGEL Online: Also stehen viele Herausforderungen an...

Stallman: Wir brauchen freie Software für Spracherkennung und Synthese - dafür erhalten wir möglicherweise die Sprach-Software der Carnegie-Mellon Universität. Wir brauchen eine freie Public-Key-Verschlüsselungssoftware. Wir brauchen ein freies "Doom"-Engine. Viele Leute haben freie Spiel-Levels für "Doom" geschrieben, also könnten wir auch im GNU-System etwas gebrauchen, mit dem man diese Levels spielen kann.

SPIEGEL Online: Würden Sie das alles noch einmal tun - freie Software schreiben?

Stallman: Unbedingt. Es war die beste Entscheidung, die ich jemals getroffen habe. Die Alternative war, ein Teil der kommerziellen Software-Welt zu werden, wo man seinem Nachbarn nicht helfen darf. Ich hätte einigen Spaß beim Programmieren gehabt und einiges Geld verdient. Aber ich hätte nicht fühlen können, daß ich meine Mitmenschen mag und sie mich mögen. Ich hätte mich gefühlt, als ob ich im wesentlichen Feind von fast jedermann sonst in der Welt gewesen wäre - und so will ich mich nicht fühlen.

SPIEGEL Online: Brauchten Sie viel Mut?

Stallman: Nicht besonders viel Mut, aber Entschlossenheit. Ich wundere mich immer darüber, für wie furchtbar die Menschen es halten, nicht reich zu sein. Sie betrachten es als undenkbar, nicht viel Geld zu verdienen, und würden es als schreckliche Entbehrung betrachten. Dabei ist es überhaupt nichts.

SPIEGEL Online: Wieviele Menschen arbeiten am GNU-Projekt mit?

Stallman: Das weiß ich nicht. Ich bin nicht derjenige, der darüber Buch führt. Für mich ist es wichtiger, zusätzliche Leute zur Mithilfe einzuladen. Suchen Sie sich einfach ein Programm aus, das Sie gerne schreiben wollen - am besten etwas, das es noch nicht als freie Software gibt. Dann schreiben Sie es, leisten gute Arbeit, und machen es frei. Das ist alles.

SPIEGEL Online: Was muß man tun, wenn man sich am GNU-Projekt beteiligen möchte?

Stallman: Schauen Sie sich unseren Webserver an - oder schicken Sie eine E-Mail an gnu@prep.ai.mit.edu.

SPIEGEL Online: Mr. Stallman, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Das Gespräch führte Henrik Klagges (Mr. Unix Cockpit), 28, der "Unix-Cockpit" - eine Benutzeroberfläche für Unix-Rechner im Internet - entwickelt hat .

SPIEGEL ONLINE 44/1996 - Vervielfältigung nur mit Genehmigung des SPIEGEL-Verlags